

ANNE D. PEITER

DER GENOZID AN DEN TUTSI RUANDAS

Von den kolonialen Ursprüngen
bis in die Gegenwart



BÜCHNER

Der Genozid an den Tutsi Ruandas



Anne D. Peiter studierte, gefördert durch die Studienstiftung des deutschen Volkes, Germanistik, Geschichte und Philosophie in Münster, Rom, Paris und Berlin. 2001 bis 2007 DAAD-Lektorin an der Sorbonne IV in Paris. 2006 Promotion an der Humboldt-Universität zu Berlin (*Komik und Gewalt. Zur literarischen Verarbeitung der beiden Weltkriege und der Shoah*, Köln: Böhlau 2007). Seit 2007 Germanistikdozentin an der Universität von La Réunion (Frankreich, Indischer Ozean). 2018 Habilitation an der Sorbonne Nouvelle (*Träume der Gewalt. Studien der Unverhältnismäßigkeit zu Texten, Filmen und Fotografien. Nationalsozialismus – Kolonialismus – Kalter Krieg*, Bielefeld: Transcript 2019). Ein Jahr zuvor Sammelband zum Thema *Der Träger. Zu einer ›tragenden‹ Figur der Kolonialgeschichte* (mit Sonja Malzner). Publikationen zur Shoah- und Exilliteratur, zur Geschichte der modernen Gewalt. Zuletzt erschienen: *Der Ausnahmezustand ist der Normalzustand, nur wahrer. Texte zu Corona* (mit Wolfram Ette). Das vorliegende Buch ist das Ergebnis eines Projekts zum Genozidvergleich (Shoah, Tutsizid) und zur kolonialen Geschichte Ruandas.

Anne D. Peiter

Der Genozid an den Tutsi Ruandas

Von den kolonialen Ursprüngen
bis in die Gegenwart



BÜCHNER

Ich möchte den folgenden Verlagen und Archiven dafür danken, dass Sie mir das Recht zum Abdruck der in dieses Buch aufgenommenen Bilder gewährt haben: Aus dem kolonialen Bildarchiv der Universität Frankfurt/M. stammt die Mehrheit der Fotos. Zu danken ist aber auch den Verlagen Les Arènes, Cambourakis und Géniat sowie Andreas Girbig für fotografische Dienste in Paris.



UR | UNIVERSITÉ
DE LA RÉUNION

Anne D. Peiter

Der Genozid an den Tutsi Ruandas.

Von den kolonialen Ursprüngen bis in die Gegenwart

ISBN (Print) 978-3-96317-381-3

ISBN (ePDF) 978-3-96317-946-4

Copyright © 2024 Buechner-Verlag eG, Marburg

Satz und Umschlaggestaltung: DeinSatz Marburg | tn

Bildnachweis Umschlag: Koloniales Bildarchiv Goethe-Universität, Frankfurt am Main; »Auf Papierabzug: Sultan Msinga, Häuptling der Mtussi in Ruanda mit Gefolga.

Daressalam, Juli 1911/115A«; aufgenommen in Ruanda zwischen 1910 und 1912.

Das Werk, einschließlich all seiner Teile, ist urheberrechtlich durch den Verlag geschützt. Jede Verwertung ist ohne die Zustimmung des Verlags unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Angaben sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

www.buechner-verlag.de

Inhalt

1	Thematische und methodische Einführung	9
----------	--	---

Abschnitt I: Die Vorgeschichte

2	Ethnifizieren und klassifizieren Die deutsch-belgische Kolonialgeschichte, die »hamitischen Theorien« und die Ethnogenese Ruandas	41
3	Demokratisieren und privilegieren Die »soziale Revolution« des Jahres 1959 und ihre langfristigen Folgen	67
4	Identifizieren und separieren Ausgrenzungsmechanismen in Schule und Gesellschaft im Spiegel von autobiografischen Zeugnissen verfolgter Tutsi	82
5	Animalisieren und dehumanisieren Beschimpfungen und sprachlicher Terror in Radio und öffentlichen Räumen. Linguistische Perspektiven	93

Abschnitt II: Der Genozid an den Tutsi

6	Grenzen markieren und konzentrieren Das Attentat vom 6. April 1994 und die Herstellung von Tötungsorten	105
----------	---	-----

7	Amputieren und exterminieren Landwirtschaftliche Werkzeuge und Tötungspraktiken oder: Das Mittel überwältigt den Zweck	121
8	Debütieren und tradieren Die Unschuld der ›Endlösung‹ oder: Der letzte Mord steckt im Anfang	133
9	Sich delectieren und agonisieren Die <i>Interahamwe</i> , ausgesuchte Grausamkeiten und die Qual von Tier und Mensch	142
10	»Exkrementalisieren« und »chosifizieren« Latrinen, Flüsse, Massengräber. Überlegungen zur Grausamkeit	158
11	Infizieren und vergewaltigen Gewalt gegen Mädchen, Jungen und Frauen oder: Das zweite Sterben. Kontinuitäten zwischen dem Genozid und der Zeit des »Danach«	180

Abschnitt III: Die Nachgeschichte

12	Trivialisieren und »tribalisieren« Politische Fehleinschätzungen und die Berichterstattung des <i>Spiegel</i> zum Tutsizid	203
13	Kurieren und normalisieren Ärztlich-psychologische Hilfe für Genozidopfer und ihre blinden Stellen bei Jorge Semprún, Imre Kertész und Esther Mujawayo	222
14	Investigieren und prozessieren Gottvertrauen, die Gerichte und das Problem der juristischen Gerechtigkeit	236

15	Negieren und chronologisieren	
	Zu Ursprung und Funktionsweise des	
	Negationismus bezüglich des Genozids	
	an den Tutsi	252
16	Archivieren und konservieren	
	Zu kolonialistischen Kontinuitäten im	
	digitalen Bildarchiv der einstigen Deutschen	
	Kolonialgesellschaft	267
17	Historisieren und memorialisieren	
	Gedenkstätten und Erinnerungsräume	
	im Spiegel von Graphic Novels.....	283
18	Musealisieren und apologisieren	
	Der deutsche Kolonialist Richardt Kandt,	
	das Museum in Kigali und literarische	
	Kolonialfantasien der Bundesrepublik	312

Abschnitt IV: Zukunftsperspektiven

19	Nachwort	
	Die Prävention von Genoziden und die	
	Entkolonialisierung der Genozidforschung	347
	 Anhang	
	Literaturempfehlungen.....	369
	Bibliografie	370
	 Anmerkungen	390

Für Duccio, Irene und Michelangelo

Ich danke der Universität von La Réunion für das Sabbatsemester und der Klassik-Stiftung Weimar für das Stipendium, die mir 2023 für die Arbeit an diesem Buch gewährt wurden. Inge Stephan hat das Manuskript einer ersten Lektüre unterzogen und Sabine Manke als Verlegerin herausragende Arbeit geleistet. Ohne ihre inhaltlichen Anregungen sowie die überaus kompetente Kritik Dieter Magsams (wen hätte man sich sonst als Leser wünschen können?), wäre das Schreiben dieses Buches schwer möglich gewesen. Allen möchte ich hier aufrichtig danken. Und *last but not least* natürlich meiner Familie – für ihre Geduld, ihr Zuhören und auch sonst noch einiges.

»J'ai accouché dans les marais, et ma première
nourriture fût mon bébé que l'on m'a fait manger ... «¹

»Dieses Nicht-Aufgearbeitete, ja, oft Nicht-Aufarbeitbare von
Erfahrung: ich glaube, das ist die für dieses Jahrhundert
charakteristische und neue Erfahrung.«²

1

Thematische und methodische Einführung

Begriffliches

Der Genozid an den Tutsi Ruandas, der im Frühjahr und Sommer 1994 in nur hundert Tagen über eine Million Menschen das Leben gekostet hat,³ pflegt als »Genozid der Nähe« bezeichnet zu werden, weil nach einer sich über Jahrzehnte hinziehenden komplexen Vorgeschichte Nachbar:innen Nachbar:innen, Freund:innen Freund:innen, Lehrer:innen ihre Schüler:innen, Schüler:innen ihre Lehrer:innen, Gläubige ihre Geistlichen, Geistliche Mitglieder der eigenen Gemeinde, ja im Fall sogenannter ›Mischehen‹ sogar Verwandte Mitglieder der eigenen Familie zu töten begannen.⁴ Das vorliegende Buch unternimmt den Versuch, eine allgemeinverständliche Einführung in die Geschichte dieser Katastrophe zu geben, diese Darstellung zugleich aber mit vertiefenden Einzelstudien zu zentralen Aspekten der Entstehung, des Verlaufs und der Nachgeschichte des »Tutsizids« zu kombinieren. Kurzzusammenfassungen und die genauen Analysen von in Deutschland wenig bekannten Autobiografien, Texten, Filmen und Fotografien sollen miteinander verwoben werden.

Der in der Forschung mitunter benutzte Begriff des »Tutsizids«, der in Anlehnung an das Wort »Genozid« entstanden, in der deutschen Öffentlichkeit jedoch kaum bekannt geworden ist, strebt nach Abwehr negationistischer Theorien, die besagen, es habe in Ruanda 1994 ein ›Gleichgewicht‹ der Gewalt gegeben: Auch die den Tutsi ›entgegengesetzte Ethnie‹, nämlich die Hutu, seien zu Opfern eines Mordapparates geworden, der schließlich im Sommer zu ihrer massenhaften Flucht ins damalige Zaire (den heutigen Kongo) geführt habe. In meinem Buch soll diese Schuldabwehr einer his-

torisch informierten Kritik unterzogen werden.⁵ Ich gehe davon aus, dass niemand in Bezug auf die Shoah vom »deutschen Genozid« sprechen würde und dass guter Grund besteht, auch in Bezug auf den *Genozid an den ruandischen Tutsi* Tendenzen der bewussten Fehlinterpretation vorzubeugen.

Es wird um europäische (und speziell um deutsche) Autor:innen gehen, die den Negationismus befördert haben – häufig mehr aus fehlender Kenntnis, denn aus unlauterer Absicht heraus. Man verstand es einfach nicht besser und unterlag außerdem den starken Eindrücken, die in der Endphase des Genozids von der humanitären Katastrophe in Flüchtlingslagern wie dem von Goma ausgingen.

Dass Menschen, die soeben noch als Täter:innen in Erscheinung getreten waren, im darauffolgenden Moment durchaus als Opfer erscheinen konnten (und in *gewisser* Weise auch wirklich zu solchen geworden waren), kam im undialektischen Entweder-oder der damaligen Rede vom »Opfer« nicht vor. Die Sentimentalisierung des Blicks auf die *Folgen* der Katastrophe – nämlich des Tutsizids – hat also die Analyse desselben behindert und auf diese Weise die Übernahme von Entschuldungsmechanismen verstärkt, die den Mörder:innen sehr zupasskamen. Man konnte leicht behaupten, nichts getan zu haben, weil die Folgen des eigenen Tuns plötzlich den eigenen Alltag von Grund auf ausgehebelt hatten. Dass es zur Flüchtlingskatastrophe sehr viele Bilder und Texte, Journalistisches und Mediales gab, beim Genozid an den Tutsi hingegen eine quasi-totale Bilderlosigkeit und (internationale) Stille geherrscht hatten, trug ein Übriges dazu bei, die Gewichtung des Mitleids auf irritierende Weise zu verschieben. Der Ausdruck »ruandischer Genozid« verleitet also zu Missverständnissen und wird daher im Folgenden vermieden.

Auf der anderen Seite gibt es jedoch Argumente, die die Verwendung des Begriffs »Tutsizid« als problematisch erscheinen lassen. Zu Opfern der Gewalt des Frühjahrs 1994 wurden durchaus nicht nur die Tutsi. Vielmehr wird die Zahl der ermordeten Hutu – vor allen Dingen von Mitgliedern der politischen Opposition, in »Mischehe« lebenden Partnern bzw. Menschen, die mehr oder weniger offen gegen den Genozid Stellung bezogen – auf 200 000 geschätzt. Vom »Tutsizid« zu schreiben, ist deshalb nur so lange sinnvoll, wie es um die Abwehr negationistischer Thesen geht. Zugleich muss die Gefahr umgangen werden, dass diejenigen, die für ihre politischen Auffassungen oder für ihre Solidarität gegenüber den Verfolgten mit ihrem Leben bezahlten, in Vergessenheit geraten.

Hinzu kommt, dass bezüglich der Haltung gegenüber der Gewalt alle möglichen Abstufungen existierten. So gab es Mörder:innen, die unbekannte Tutsi töteten, gleichzeitig aber ihre Nachbar:innen zu retten versuchten. Es gab Menschen, die sich anfänglich gegen die Gewalt auflehnten und dann

aus Angst um sich oder die eigene Familie doch in das Lager der Genozidäre überliefen. Es gab Tutsi, die unter Gewaltandrohung zum Töten von Nachbar:innen oder Verwandten gezwungen wurden. Manche Menschen beteiligten sich an Plünderungen, jedoch ohne Gewalt auszuüben. Und dann gab es ›bystanders‹, die selbst nicht handgreiflich schuldig wurden, jedoch keinen Widerstand wagten. Kurz: Die Abstufungen waren groß, Mischformen aus verschiedenen Verhaltensweisen existierten oder traten bei den Einzelnen in unterschiedlichen Phasen auf. Mitunter sind diejenigen, die gar nicht töteten, jedoch an der Spitze der Befehlshierarchie standen, als die am stärksten Belasteten zu bezeichnen – was sich dann auch in der späteren Rechtsprechung niederschlug. Gleichzeitig muss festgehalten werden, dass die Zahl der direkt beteiligten Menschen extrem hoch war – was dann wiederum Schwierigkeiten bei der juristischen Aufarbeitung impliziert.

Ethnische Mythen

Mein Vorhaben besteht darin, mit Analysen zu den sogenannten »hamitischen Theorien« zu beginnen, die im Zuge der deutschen, dann belgischen Kolonialisierung Ruandas schrittweise Einzug in die ruandischen Mentalitäten fanden. Gezeigt werden soll, dass ethnische Separierungen und Essenzialisierungen im Kontrast zu der Bedeutung standen, die in vorkolonialen Zeiten den Begriffen »Tutsi«, »Hutu« und »Twa« zugewiesen worden waren.⁶ Im vorkolonialen Ruanda hatte man in ihnen nichts weiter als berufsständisch orientierte Kategorien gesehen, die einem sozialen Auf- oder Abstieg des:der Einzelnen keineswegs im Wege standen. Die ruandische Gesellschaft war zwar stark hierarchisch organisiert, ökonomische Abhängigkeitsverhältnisse, Dienstverpflichtungen und in sich gestufte Rangordnungen existierten, doch Veränderungen hin zur sozialen Durchlässigkeit sowie die Normalität eines gemeinsamen Alltags waren grundsätzlich Teil der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Durch die Kolonialisierung wurde den Tutsi jedoch plötzlich eine »ferne Herkunft« irgendwo in Abessinien oder bei den ägyptischen Pharaonen sowie die als bewundernde ›Ehrung‹ gedachte Bezeichnung »weiße Neger« angedichtet.⁷

Diese ordnend-klassifizierenden Zugriffe auf eine den Europäer:innen gänzlich fremde Kultur erwiesen im Laufe der Jahrzehnte ihre Gefährlichkeit, als die belgische Kolonialmacht der Bevölkerung die administrative Pflicht auferlegte, die vermeintlich feststehenden, ›ethnischen‹ Zugehörigkeiten auch in die Pässe eintragen zu lassen. Dies war eine Neuerung, deren Langzeitfolgen in ihrer Bedeutung kaum überschätzt werden können. Es



Abb. 1

»Grünes Album S.24,
Bild 1: kein Text. Fotograf:
Julius Hermann Schott.
Zeit und Ort: Ruanda,
1910–1912. Quelle: 083-
1710-124«, © Goethe Uni-
versität Frankfurt am
Main, Koloniales Bild-
archiv.

entstanden langlebige Stereotype über die vermeintlich erblich bedingte »Andersartigkeit« der Tutsi, die sich dann auch an ihrer physischen Erscheinung ablesen lasse. Zugleich wurde die Grundlage für die späteren Identifizierungen der zu Tötenden geschaffen. Das war ein Akt der Bürokratie und damit ungemein modern. Überhaupt gilt, dass es langfristige Vorbereitungen für den Genozid gab, nicht zuletzt durch den massenhaften Ankauf von Waffen.

Ein Blick in die deutsche und belgische Kolonialliteratur und -fotografie verdeutlicht, dass ethnische Zuordnungen als eine Art »physische Wachstumsgeschichte« dargestellt wurden. Behauptet wurde, die winzige Minderheit der »Twa« (die oft auch als »Pygmäen« oder »Zwerge« apostrophiert wurden) lebten sämtlich im Wald, seien »hässlich«, kulturell »unentwickelt«, ja »den Affen ähnlich«. Diese »Urbewölkerung« Ruandas sei durch eine Schicht von Ackerbau treibenden, von »außen« eingewanderten »Bantu-Negern«, näm-

TABLEAU III. — Sens et degré de la différence entre échantillons homonymes de l'Urundi et du Ruanda.

= : différence non significative. 1 flèche : différence significative.
 ↓ : moyenne plus élevée en Urundi. 2 flèches : différence hautement significative.
 † : moyenne plus basse en Urundi.

	Bafutei	Bahutu
Longueur tête	=	††
Largeur tête	††	††
Indice ophalique	††	†
Diamètre frontal minimum	=	††
Diamètre bizygomatique	=	††
Diamètre bigoniaque	↓	↓
Hauteur faciale totale	=	=
Indice facial total	=	↓
Hauteur nasion-stomion	=	=
Hauteur faciale supérieure	=	=
Hauteur nez	=	=
Largeur nez	↓ ↓	↓ ↓
Indice nasal	↓	↓ ↓
Profondeur nez	=	=
Largeur bipalpebrale interne	↓	=
Largeur bipalpebrale externe	↓ ↓	=
Hauteur lèvres	↓	↓
Largeur lèvres	↓ ↓	↓ ↓
Hauteur oreille	=	=
Largeur oreille	=	=
Hauteur tête	=	=
Taille	=	=
Taille assis	=	=
Indice cormique	↓	=
Taille épine iliaque	†	†
Longueur bras	=	†
Longueur bras/taille	=	=
Longueur humérus	=	††
Longueur radius	=	=
Indice radio-huméral	↓	↓
Longueur tibia	=	†
Longueur tibia/taille épine iliaque	=	=
Diamètre biacromial	†	†
Diamètre biacromial/taille	=	=
Diamètre biorte	=	=
Diamètre biorte/taille	=	=
Diamètre thoracique transversal	=	††
Diamètre thoracique transversal/taille	↓	††
Diamètre thoracique antérieur-postérieur	=	††
Indice thoracique	=	=
Périmètre thoracique	=	††
Poids	=	††
Indice poids/taill ²	=	††
Périmètre bras étendu	†	††
Périmètre bras fêché	=	††
Périmètre cuisse	=	††
Périmètre mollet	=	††
Dynamométrie	=	=

Abb. 2

J. Hiernaux: *Les caractères physiques des populations du Ruanda et de l'Urundi*, Institut royal des sciences naturelles de Belgique 52 (1954), S. 58.

lich den Hutu, unterjocht worden, deren Körperbau als »mittelgroß« und deren Gesichtszüge als »leidlich annehmbar« zu gelten hätten.

Der Dreiklang dieser Aufstiegs Geschichte vom Größer-, Schöner- und Intelligenterwerden bestimmter Vertreter der ruandischen Kultur kulminierte schließlich in den erwähnten Phantasmen zu den Tutsi, deren Einwanderung die Europäer:innen auf das 14./15. Jahrhundert datieren zu können meinten. Die Tutsi seien mit einer Körpergröße von weit mehr als zwei Metern die »Riesen« des Landes, und ihr »beeindruckendes Auftreten« sowie die »Schönheit ihrer Körper und Gesichter« korrelierten (so die Behauptung) mit ihrer »überlegenen Intelligenz« und einem »aristokratischen Auftreten«, das gleich auf den ersten Blick ihre soziale Höherrangigkeit anzeige und ihre »Berufung« legitimiere, als »geborenes Herrenvolk« in Erscheinung zu treten.

Wie man sieht, ist diese Erzählung in sich gar zu stimmig, da gar zu symmetrisch, um nicht skeptische Fragen bezüglich der rhetorischen Formen aus-

zulösen, die die koloniale Ideologie damals mit ihrem vermeintlich historisch informierten Blick auf die ruandische Gesellschaft hervorgebracht hat. Kritische Gegenlektüren und philologische Bestandsaufnahmen sind auch darum nötig, weil der Partnerschaftsverein Rheinland-Pfalz/Ruanda, der sich bis heute seiner »Außen- und Entwicklungspolitik im Kleinen« sowie seiner großen Nähe zu Ruanda rühmt, noch in den späten 1980er-Jahren, das heißt unmittelbar vor Beginn des Krieges der Jahre 1990 bis 1994, mit Veröffentlichungen an die deutsche Öffentlichkeit trat, die genauso gut aus der Feder von Kolonialist:innen ein knappes Jahrhundert zuvor hätten stammen können. Rassische Stereotype wurden hier weitertradiert, ohne dass die Massaker, die sich in Ruanda seit 1959 mit furchtbarer Regelmäßigkeit wiederholt hatten, ein Hinsehen auf die Komplexität der konkreten Realitäten stimuliert hätte.

Bedenklich hätte stimmen müssen, dass sogenannte »Mischehen« – also Ehen zwischen Hutu und Tutsi – in Ruanda häufig waren und dass allein schon dieses Konzept, da implizit im Gegensatz stehend zu so etwas wie »Reinheit«, ohnehin mit äußerster Vorsicht zu genießen war. Die Geschichte des »Dritten Reichs«, die erst als »allerjüngste«, dann als »jüngste«, schließlich als nicht mehr gar so junge, doch weiterhin »nahe Vergangenheit« bezeichnet zu werden pflegte, hätte hier einschlägige Ansatzpunkte bieten können. Hatte der Nationalsozialismus denn die Idee der »rassischen Reinheit« nicht ein für alle Mal als absurd erwiesen? Gab die Tatsache, dass Ruanda in religiöser, kultureller und nicht zuletzt sprachlicher Hinsicht ein besonders einheitliches Land war, keine Zweifel ein?⁸ War es nicht so, dass noch die »Graswurzelpartnerschaft« des Landes Rheinland-Pfalz einem gewissermaßen atavistischen Respekt für alles »Große« unterlag, wenn sie meinte, man könne die einstigen Ordnungsmuster blindlings auf die Gegenwart übertragen?

Es sind vor allen Dingen französische Historiker:innen gewesen, die die Mühe auf sich genommen haben, die »Ethnogenese« Ruandas im Kolonialismus zu rekonstruieren und auf diese Weise die Verbindung zwischen dem Einfluss Europas auf die Selbstwahrnehmung der ruandischen Bevölkerung und den über Jahrzehnte eskalierenden Konfliktstrukturen herauszustellen. Hier müssen neben dem österreichischen Afrikanisten Peter Rohrbacher und seiner verdienstvollen Rekonstruktion der jahrhundertealten Spekulationen zu den »Hamiten«⁹ vor allen Dingen die Veröffentlichungen von Marcel Kabanda und Jean-Pierre Chrétien hervorgehoben werden¹⁰, die beharrlich der Kritik standhielten, in Wirklichkeit seien es doch die Tutsi gewesen, denen man Rassismus vorzuwerfen habe – immerhin hätten sie die wichtigsten Könige gestellt. Doch soziale Über- und Unterordnungsverhältnisse umstandslos als »rassistisch« zu klassifizieren, erscheint hier als im hohen Maße

problematisch, weil dann beispielsweise auch zu erwarten gewesen wäre, dass sich die Tutsi aus solchen Motiven jeder Heirat mit den Hutu enthalten und wirklich schon in deren Geburt ihre Wertlosigkeit angelegt gesehen hätten.

Freiheit und Verantwortung

Wenn zu Beginn dieses Buches die Kolonialgeschichte so prominent ins Zentrum tritt, soll damit keineswegs gesagt werden, dass das rassistische Denken, das vor allen Dingen von Deutschen, Belgier:innen und Französ:innen zwecks ›ordnender‹ Zugriffe auf das Fremde verbreitet wurde, die Schuld am späteren Genozid trage. Eine solche Interpretation wäre paternalistisch, monokausal, ja im Extremfall sogar apologetisch. Selbstverständlich kommt denjenigen, die 1994 zu töten begannen, die volle Verantwortung für das zu, was sie taten. Historische Determinismen sind zu vermeiden. Der Umstand, dass Hutu, die sich schützend vor ihre Nachbar:innen stellten und dem Mordapparat ihre Zustimmung versagten, ihr Leben riskierten und dann ihrerseits massenhaft dem genozidären Wahnsinn zum Opfer fielen, zeigt, dass Menschen *so* entscheiden konnten – oder eben *anders*. Trotz aller autoritären Strukturen; trotz des sozialen Erwartungsdrucks, der das Mittun als Norm und die Beteiligung an den Massakern als »gesellschaftliche Pflicht« statuierte; trotz geopolitischer Verschiebungen nach dem Fall der Berliner Mauer, die überhastete Demokratisierungsversuche durch den »Westen« in Gang setzten; trotz ökonomischer Probleme wegen des Verfalls der Tee- und Kaffeepreise; trotz der vonseiten des Staates und seiner Propagandainstrumente verbreiteten Rahmung der Gewalt gab es Menschen, die sich widersetzten. Die koloniale Vorgeschichte ist also keine Einbahnstraße hin zum Genozid gewesen. Ein großes Bündel von Faktoren musste zusammentreten, um die Gewalt des Jahres 1994 möglich zu machen. Ich folge der deutschen Romanautorin Nora Bossong, die drei ihrer Figuren in eine lehrreiche Diskussion miteinander treten lässt:

Was ich nie begriffen habe, sagte ich und öffnete ein weiteres Bier, warum ist es hier passiert?

Der Bürgerkrieg?, fragte Bernard.

Es war kein Bürgerkrieg, sondern ein Völkermord, sagte Sarah und wedelte nach den Moskitos, die unter der Halogenlampe schwirrten.

Ja, aber warum hier? Zwischen ein paar Hügeln mit ein paar Kaffeepflanzen.

Es kann überall passieren, sagte der Diagonale, ließ seine Finger in die Stille schnipsen, und einer der Moskitos fiel auf die Tischplatte. *Es braucht nur den richtigen Moment.*¹¹

Der »richtige Moment« also. Doch wie kommt ein solcher zustande? Das ist eine Frage, die im mittleren Teil dieses Buches, der dem Verlauf des Genozids und den Spezifika seiner Gewalt gewidmet ist, behandelt werden soll. Man soll nicht glauben, dass diese Fragen einfach wären. Als der Historiker Raul Hilberg von der *Tageszeitung* befragt wurde, ob es eine »Lehre aus der Shoah« gebe und ob man mehr lerne »aus der Opfer- oder aus der Täterperspektive«, da antwortete er:

Ich lerne mehr aus der Perspektive des Täters. Was wir lernen von diesem Passus der Geschichte? Diese Frage stellte ich einem meiner besten Studenten, einem US-Soldaten. Er sagte: »Was ich, in einem Satz, gelernt habe: Alles wäre möglich.« Das ist eine sehr ernste Antwort.¹²

Den Bedingungen der *Möglichkeit* also ist nachzuforschen. Doch die Freiheit der Hutu-Mehrheit bestand, wie die Auschwitz-Überlebende Ruth Klüger es formuliert hat, auch in der Möglichkeit, das Unvorhergesehene zu tun. Mit dem Blick auf die deutsche Kolonialgeschichte soll also keiner Selbstläufigkeit das Wort geredet werden. So wie aus antijüdischen Tiraden Martin Luthers, dem »Übermensch« Nietzsches oder sonst welchen postulierten Vorläuferschaften nicht flugs die Shoah abgeleitet werden kann, kann aus ethnifizierenden Fehlinterpretationen des imperialen Zeitalters nicht der Tutsizid zu einem bloßen Produkt »europäischen Ursprungs« erklärt werden. Klüger vertritt die These, dass

die äußerste Annäherung an die Freiheit nur in der ödesten Gefangenschaft [...] stattfinde[t], also dort, wo die Entscheidungsmöglichkeiten auf fast Null reduziert sind. In dem winzigen Spielraum, der dann noch bleibt, dort, kurz vor Null, ist die Freiheit.¹³

Es wird in meinen Ausführungen folglich auch um die Frage zu gehen haben, welche Konflikte und Entwicklungen zur »ethnisch« begründeten sozialen und politischen Ausgrenzung der Tutsi *hinzutreten* mussten, um in die Katastrophe der Massentötungen vom Frühjahr und Sommer 1994 zu münden. Was ist zwischen dem »distant ruling«¹⁴ der europäischen Kolonialmächte und dem Tutsizid alles passiert? Welche Entwicklungen mussten sich vollziehen, um aus den sich wiederholenden, »kleinen« Pogromen eine Katastrophe von den Ausmaßen eines Genozids zu machen? Und wie sind die ungeheuren Beschleunigungsprozesse zu erklären, die den Tutsizid als beispielloses Exempel für Tötungseffizienz erscheinen lassen?

Dass die deutsche Beteiligung an der Ethnogenese trotz dieser wichtigen Fragen am Anfang dieses Buches steht und sozusagen den Auftakt bildet für alles Weitere, ist der Tatsache geschuldet, dass sich der Tutsizid 2024 ein dreißigstes¹⁵ Mal jährt. Ich möchte daran erinnern, dass die deutsch-ruandische Verflechtungsgeschichte ihren Höhepunkt im Kolonialismus¹⁶ hatte und dass rassistische Klischees, die damals – gegründet auf die vermeintliche anthropologisch-historisierende Verwissenschaftlichung von Bibellektüren zur Noah-Geschichte – im Genozid in neue Dichotomien mündeten. In der deutschen (und allgemein in der europäischen) Öffentlichkeit herrschte nach dem 6. April 1994 die Vorstellung vor, die Massaker seien nichts anderes als das Ergebnis von »tribaler Gewalt«, die, da gleichsam »naturegeben«, als eine Art wiederkehrendes Ausbruchsszenario kaum verhindert werden könne. Dass in früheren Jahrzehnten Morde zum Alltag gehört hatten, schuf gleichsam »Gewohnheiten« auch bei denjenigen, die als Diplomatin:innen oder Politiker:innen von außen zusahen. Bossong hat dies in dem schon zitierten Roman mit Blick auf den Monat April und die deutsche Berichterstattung über ihn zu formulieren versucht:

[V]on den Unruhen in Ruanda wurde zunächst nur knapp und gegen Ende der Sendung berichtet, nach einem Brand und einer Rückholaktion von Baby-nahrung, wer interessierte sich schon für dieses kleine Land, das neben einem anderen kleinen Land lag irgendwo weit weit weg unterhalb der italienischen Schuhspitze [...].¹⁷

Es lassen sich also Verbindungen herstellen zwischen dem kolonialen Denken und der Presseberichterstattung des Jahres 1994: Die unhistorische Bedenkenlosigkeit hatte keinen Bruch erfahren. Ein Anliegen meines Buches besteht daher darin, Ruanda so gut wie möglich zu entexotisieren, das heißt, an deutsche Erfahrungswelten heranzuholen.

Die Tendenz, den Genozid als unvermeidliches, da atavistisches, sich aus »typisch afrikanischen Stammesfehden« erklärendes Ereignis vom Tisch zu wischen, führte dazu, dass das Wort »Genozid« dann wirklich entscheidende Wochen lang – nämlich praktisch das ganze Frühjahr 1994 über – vermieden wurde. Obwohl die Tötungen nicht an versteckten Orten, sondern unter freiem Himmel, in weit geöffneten Kirchen und vor aller Augen durchgeführt wurden, erwies das langlebige Stereotyp, Afrika sei, da einst »schriftlos«, notwendig auch als »geschichtsloser Kontinent« zu betrachten, seine ganze, fatale Wirkungsmacht.

Wenn 1994 nur »Stämme« wie bei einem Vulkanausbruch gegeneinander »ausbrachen«, schien ein internationales, militärisches Eingreifen kaum nötig zu sein: Der Ausbruch würde von selbst wieder enden, die Lava mit ihrer plötzli-

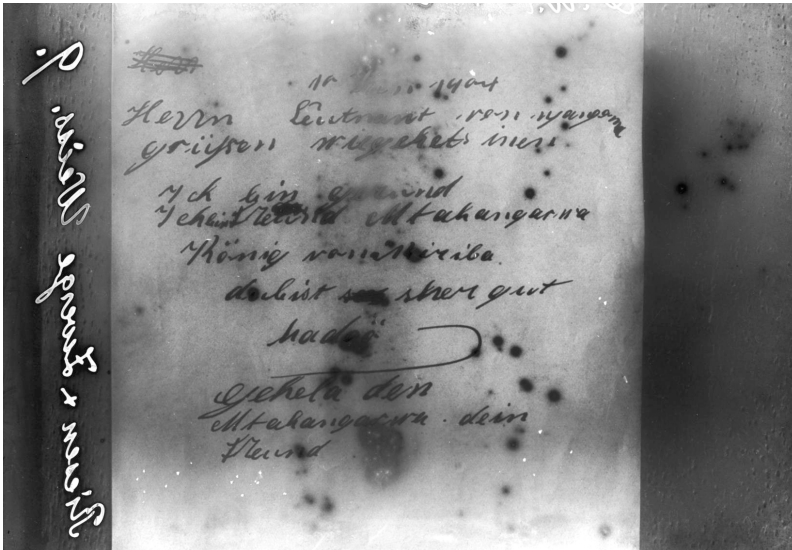


Abb. 3¹⁸

»Weiss. 9. / [Brief:] 1904«. Fotograf: Max Weiss. Zeit und Ort: 1904, Ruanda. Abstract: D.O.A. 13/9 / [Text im Buch: »Abb. 133 Ein an den Verfasser dieses Buches gerichteter Brief des Sultans Mutahangarua«]. Quelle: 015-1233-04, © Goethe Universität Frankfurt am Main, Koloniales Bildarchiv.

chen Hitze sich wieder abkühlen, ganz so wie die merkwürdig-unverständlichen Gemüter. Scholastique Mukasonga, eine Tutsi, die sich zum Zeitpunkt des Genozids außerhalb Ruandas befand und daher der Gewalt entkam, erzählt:

Im Fernsehen, im Radio, in den Zeitungen sprach man nicht vom Genozid. Es war, als wäre das Wort reserviert gewesen. Zu furchtbar. Zu furchtbar für Afrika. Ja, es gab Massaker, wie es sie in Afrika immer gegeben hatte. Und diese hier spielten sich in einem Land ab, von dem man noch nie gehört hatte. Ein Land, das man noch nicht einmal auf der Karte fand. Tribal, atavistischer, primitiver Hass, an dem es nichts zu verstehen gab. »Bei Dir geschehen aber merkwürdige Dinge«, sagte man ihr.¹⁹

Audoin-Rouzeau zieht aus solchen Einsichten den Schluss, dem auch mein eigenes Projekt folgen wird: Es gehe darum

den Völkermord an den Tutsi aus seinen »afrikanischen«, ja »exotischen« Verkrustungen zu befreien, [...] alle Interpretationen, die von »spontaner«

Wildheit ausgehen (und für die lokalen Verantwortlichen auf allen Niveaus so entlastend sind), zu disqualifizieren und ganz im Gegensatz dazu die Rolle des Staates zu betonen: die Regierenden und ihre Verbindungsleute vor Ort (Präfekten, Bürgermeister ...), die extremistischen Parteien, die Medien (Radio der Mille Collines, Presse ...).²⁰

Nie wieder!

Die Klammer, die sich zwischen den hamitischen Theorien, die besagten, die Tutsi seien sämtlich Nachfahren des biblischen Noah und damit Fremde im eigenen Land, und der fatalen Rede deutscher Medien vom »tribalen Ursprung« der Gewalt ergab, ist ihrerseits eine eigene Recherche wert, und zwar nicht zuletzt vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Geschichte. Da die Deutschen in einem mühsamen, von vielen Widersprüchen und Widerständen geprägten Prozess langsam (wenn auch kaum stetig) die nationalsozialistischen Verbrechen als integralen Bestandteil ihrer Geschichte anerkannt hatten,²¹ gehörte der Ruf des »Nie wieder!« unmittelbar zur kollektiven Identität. Es stellt sich also auch die Frage, warum der erklärte Wille, neuen Genoziden mit Entschiedenheit entgegenzutreten, 1994 praktisch keine Folgen gezeitigt hat. Wie lässt es sich erklären, dass das wiedervereinigte Deutschland, das gerade glücklich seine gewziefachte Geschichte überwunden und zu einer neuen, europäisch verankerten »Größe« gefunden hatte, politisch so amorph blieb und keine Vorreiterrolle in der UNO spielte, um die Hutu vom Äußersten abzuhalten?²² Wieso hat die deutsche Kolonialvergangenheit kein genaueres Hinsehen auf die im Gang befindliche Vernichtungspolitik der Hutu zur Folge gehabt? War von der einstigen, deutschen Präsenz in Ruanda keine Erinnerung übrig geblieben, und bestand damit auch kein besonderes Interesse an diesem ebenso kleinen wie bevölkerungs- und konfliktreichen Land?²³

Die Belgier:innen agierten nicht anders. Nach der brutalen Ermordung von zehn belgischen Blauhelmsoldaten gleich zu Beginn des Genozids entschied die einstige, zweite Kolonialmacht, sämtliche in Ruanda stationierten Truppen abzuziehen. Die Tötungen konnten von da an ungehindert ihren Lauf nehmen. Die Menschen, die auf den Schutz durch die Truppen vertraut hatten, sahen sich zu ihrem Entsetzen von einem Augenblick auf den nächsten den Mörder:innen ausgeliefert. Muss man also dem Pessimismus Audoin-Rouzeaus zustimmen, der sagt, der Genozid in Ruanda habe eine »Initiation« dargestellt?



Abb. 4

»Riesen u. Zwerge Weiss.
29/DOA 13. Fotograf:
unbekannt [offenbar Max
Weiss, siehe Titel]. Zeit und
Ort: unbekannt. Quelle:
030-1500-11«, © Goethe
Universität Frankfurt am
Main, Koloniales Bildarchiv.

Die Entdeckung des Völkermords bestärkte mich in meiner Überzeugung, dass das »Nie wieder«, auf dem der moralische und politische Pakt der westlichen Gesellschaften beruht, nichts weiter ist als eine Maske, eine rein beschwörende Formel.²⁴

Das ist eine Feststellung, wie sie trauriger kaum sein könnte. Ich gehe von dem Gedanken aus, dass die deutsche Spielart von Geschichtsvergessenheit in Sachen Kolonialismus am Beispiel Ruandas besonders wichtig ist.²⁵ Zwar hatte die deutsche Kolonialliteratur mitunter spezifisch von »Ruanda« gesprochen, das heißt, den Namen des Landes trotz aller Beiläufigkeit nicht ganz vergessen; doch viele damalige Publikationen dieses Genres waren verallgemeinernd dem Gebiet von »Deutsch-Ostafrika« gewidmet gewesen oder führten sagenhafte Metaphern im Titel wie die vom »Riesen- und Zwergenland«. Dazu das obige Foto, welches das Gesagte illustriert – in diesem Fall durch den Kontrast zwischen der »üppig



Abb. 5
 »Deutsch-Ostafrika/
 O.A 3 2. Fotograf:
 unbekannt. Zeit und
 Ort: Urundi, Deutsch-
 Ostafrika, Ruanda,
 Tanzania. Quelle: 011-
 1204-02«, © Goethe
 Universität Frankfurt
 am Main, Koloniales
 Bildarchiv.

wuchernden« Natur und der Kleinheit der als Kolonisatoren auftretenden Männer.

Die Sprache brachte es mit sich, dass Ruanda als Teil einer größeren Einheit betrachtet wurde – einer Einheit, die zudem von einem neuen, imperial motivierten Begriff überwölbt wurde. Dass es ein Land wie Ruanda gab, verschwand hinter der Groß-Bezeichnung »Deutsch-Ostafrika«.

Es ergibt sich der Eindruck, dass diese simple sprachliche Feststellung Folgen bis in die Gegenwart hinein hat. Rund hundert Jahre, nachdem die ersten Entdecker und Kolonisatoren Mitte der 1890er-Jahre ihren Fuß auf ruandisches Territorium gesetzt hatten, war festzustellen, dass der Ländername nicht nur verschwunden *war*, sondern auch verschwunden *blieb* – denn weder in der deutschen Schul- noch in der Universitätsausbildung vermochte Ruanda besonderes Interesse zu wecken. Es war einfach nicht wirklich da, und weil es nicht da war, war dann auch das diplomatisch-politische Interesse ein äußerst laues.

Die deutschen Kolonisor(:inn)en (vor allem aber Männer), die sich in Kontakt zur ruandischen Bevölkerung begeben hatten und in Veröffentlichungen – obwohl nur in Ausnahmefällen der Landessprache mächtig – ihr vermeintliches Wissen kundgaben, hatten selbstverständlich keinen Genozid geplant, als sie sich selbst und ihre tropenhelm-bewehrten Körper staunend mit den »schlanken Giganten« verglichen, die ihnen besonders am ruandischen



Abb. 6

»128./9. [aufgeklebt]. Zeit und Ort: 1907/1914, Urundi, Deutsch-Ostafrika, Ruanda. Fotograf: Kurt von Schleinitz. Quelle: 003-1025-09«, © Goethe Universität Frankfurt am Main, Koloniales Bildarchiv.

Königshof entgegentraten. Die unverhohlene Bewunderung, die die Deutschen für die Tutsi hegten, war schlicht einer sich durch rassistische Erwartungshorizonte erklärenden Überraschung geschuldet: Mit so ›edlen, schönen Quasi-Weißen‹ und ihrer ›kühlen Zurückhaltung‹ hatte wahrhaftig niemand gerechnet! Und besonders – so der klischeehafte Ausruf – in Afrika nicht!

Der Begriff des »weißen Negers«, der den Tutsi wie erwähnt in anerkennender Absicht zugeordnet wurde, charakterisierte eine Haltung, die von Ambivalenzen unterspült war. Wie Hannah Arendt beobachtet hat, liegen exzessive Bewunderung und Ressentiment eng beieinander, schlagen also auch leicht ineinander um.²⁶ Dennoch heißt das nicht, der Genozid habe unter den deutschen Kolonisator:innen seinen ›Anfang‹ genommen – als eine Art intendiertes Langzeitprojekt. Vielmehr muss entschieden gegen einen naiven Intentionalismus argumentiert werden. Würde man behaupten wollen, mit dem kolonialen Zugriff sei gleich alles Spätere entschieden gewesen, würde Hilbergs fundamentale Einsicht aus dem Blick geraten, die besagt, administrative Eingriffe riefen keineswegs immer mit unmittelbarer Wirkung Gewalt hervor. Vielmehr sei zum Beispiel an den »Nürnberger Gesetzen« zu beobachten gewesen, dass Definitionen für die Identifizierung der zu Verfolgenden erst in zeitlicher Versetzung Wirkung zeigten.²⁷ Der erste Schritt – nämlich

zu klären, was »ein Jude« sei – führte in diesem speziellen Fall noch keine klar erkennbare Gewalt mit sich. Erst die Folgeschritte bewiesen dann, was in den Rassegesetzen an exterminatorischen *Möglichkeiten* angelegt war. Auf diesen *Möglichkeitsbegriff* muss der Akzent gelegt werden, weil nur er die Analyse der strukturellen Herausbildung des genozidalen Apparates erlaubt.

Dass im Laufe des Krieges zu Beginn der 1990er-Jahre dann auch im engeren Sinne intentionale Vorbereitungen Form annahmen, steht nicht im Widerspruch zu der strukturalistischen Lesart des Tutsizids. Es verhält sich ähnlich wie im Europa des »Dritten Reiches«: Im September 1935 hatte man in Nürnberg die »Reinheit und Ehre« des »deutschen Blutes« schützen wollen – und im Zweiten Weltkrieg zeigte sich, wie man solche Gesetzesartikel konkret anwenden konnte. Im Fall der ruandischen Geschichte vergingen nicht bloß wenige Jahre, sondern Jahrzehnte, bis es so weit war. Doch auch hier sind Verzögerungen und das Schwanken zwischen verschiedenen Wegen zu beobachten.

Die Kapitel 3 bis 5 werden im Anschluss an den Blick auf die Kolonialgeschichte (Kap. 2) diesen interpretatorischen Ansatz illustrieren. Die hamitischen Theorien als ideologiegeschichtliche sowie administrative Grundlage der ruandischen Separierungstendenzen sollen um Analysen zu Massakern und Vertreibungen ergänzt werden, die im Jahr der sogenannten »sozialen Revolution«, 1959, das Land ergriffen.²⁸ Ich möchte zeigen, dass aufgrund der damit zusammenhängenden Flucht von Hunderttausenden von Tutsi aufseiten der Hutu-Mehrheit verschwörungsmythische Bedrohungsszenarien entstanden. Sie besagten, die Remigrationsforderungen der Tutsi zielten auf die Auslöschung der eigenen Gruppe.²⁹ Auch die in Ruanda gebliebenen Tutsi stellten, so wurde weiter behauptet, eine Gefahr dar, weil sie sämtlich – bis hin zum Baby – als »Spione des Auslands« tätig seien. Die lange Gewaltgeschichte, die vom Jahr 1959 ihren Ausgang nahm, muss aufgefächert werden, um die spätere Vernichtungsenergie und den hohen Beteiligungsgrad bezüglich der Morde verstehen zu können. Mich interessiert das An- und Abschwellen von etwas, was man vielleicht am besten als Angst-Niveau bezeichnet. Es ergibt sich der Eindruck, dass dessen paroxystische Steigerung zu Höchstwerten mit der exponentiellen Zunahme einer kollektiven Gewaltbereitschaft korrelierte.

Linien der Kontinuität

Als am 6. April 1994 bei einem Attentat der ruandische Präsident zu Tode kam, konnten mit großer Schnelligkeit Erfahrungen in der Ausübung von Massengewalt mobilisiert werden, wie sie schon in den Krisenjahren nach

der Unabhängigkeit Ruandas immer wieder aufgetreten war (1962, 1963, 1973, schließlich der Bürgerkrieg ab 1990).³⁰ Der Tutsizid, der durch die Erstellung von Namenslisten³¹ und die Verteilung von Waffen minutiös vorbereitet worden war, vollzog sich flächendeckend und mit ungeheurer Beschleunigung. Das hohe Tempo der Tötungen erklärte sich nicht zuletzt durch Straßensperren, die im ganzen Land errichtet wurden, um die Verfolgten an der Flucht ins Ausland oder in eine Region zu hindern, in der ihre ethnische Identifizierung an ›Evidenz‹ verloren hätte. Auch das Radio spielte als »politisches Megafon«³² bei der ideologischen Vorbereitung und bei der Koordination der Tötungsaktionen eine Rolle.³³ (Dass Deutschland, nicht zuletzt durch die Konrad-Adenauer-Stiftung, ruandische Radiostationen als bildungspolitisches Werkzeug gefördert hat, gehört zu den unheimlichen Nebenprodukten, bei denen erneut Intention und Wirkung auseinandertreten.³⁴)

Die große Brutalität, mit der sich die Mehrheit der Hutu an die Auslöschung vertrauter Menschen machte, soll in meinem Buch einer schrittweisen Analyse unterzogen werden. Das Ziel besteht darin, dem deutschsprachigen Publikum in französischer Sprache erschienene Autobiografien, Erzählungen und Romane vorzustellen, in denen sowohl Täter:innen als auch Opfer von ihrem Leben berichten. Meine Einzelstudien sind also nicht im engeren Sinne als historiografische zu betrachten, sondern vielmehr als diskursanalytische, linguistische und schließlich – besonders wichtig – philologisch-literatur- bzw. kulturwissenschaftliche Annäherungen, auch wenn sie stets vor einem historiografischen Hintergrund stattfinden. Ich verfolge das Anliegen, die Trennung von sprachlichen Sphären deutlich zu machen, die erklären, warum die Rezeption der ruandischen Zeugnisliteratur in Deutschland so wenig entwickelt ist.

Freilich bietet die abnehmende Verbreitung von Kenntnissen der französischen Sprache und die Krise der deutschen Romanistik-Institute eine erste Erklärung dafür, warum viele frankofone Texte aus Ruanda in Deutschland keine Leser:innenschaft gefunden haben. Doch auch in übersetzerischer Hinsicht herrscht ein Schweigen, das in den Ohren dröhnt, und diese Tatsache bleibt so erstaunlich wie revisionsbedürftig. Es scheint, dass es komparatistischer Annäherungen bedarf, um die Relevanz klarzumachen, die die ruandische Geschichte dann auch für die deutsche Genozidforschung und für eine Erweiterung ihres Fokus besitzt.³⁵

Den Kapiteln 6 bis 11 zum Verlauf des Genozids folgen solche zur Nachgeschichte (Kap. 12 bis 18) – bis hinein in die Gegenwart (Kap. 19). Erneut schwenke ich hier vom Blick Richtung Ruanda hin zur europäisch-ruandischen *histoire croisée*, um am Beispiel von Romanen und Fotobänden die Fehlinterpretationen zu veranschaulichen, die im Nachfeld des Genozids zu

beobachten waren, ohne dass dies öffentlich je als Skandal wahrgenommen worden wäre. Die kulturindustriellen Hervorbringungen³⁶ stellen in gewisser Hinsicht eine Fortsetzung der politischen Fehler dar, die vor allen Dingen die UNO begangen hatte, als sie trotz der Offensichtlichkeit der Vernichtungsmaschinerie das Wort »Genozid« zu vermeiden versuchte, um nicht eingreifen und keine Truppen nach Ruanda entsenden zu müssen.³⁷ Es entstand kein Bewusstsein für eine Einsicht, die schon Robert Musil mit treffender Lakonie festgehalten hatte: »[D]ie ganz große Gemeinheit entsteht heutzutage nicht dadurch, dass man sie tut, sondern dadurch, dass man sie gewähren lässt.«³⁸ Oder, mit Karl Jaspers gesprochen: »Das Nichtwissenwollen ist selbst schon das Unheil.«³⁹

Indem ich die Schwierigkeiten im Umgang mit der Erinnerung sowohl in Ruanda selbst als auch in Deutschland und Frankreich an paradigmatischen Beispielen zu skizzieren versuche, möchte ich das Bewusstsein dafür schärfen, dass die postkolonialen Studien in Deutschland in mancher Hinsicht einer sich fortsetzenden Ignoranz unterliegen. Zwar ist *peu à peu* mit der Aufarbeitung der deutsch-namibischen Geschichte begonnen, die Provenienzforschung hinein in die deutsche Museumslandschaft und das Nachdenken über die Restitution von geraubten Kulturgütern in die Öffentlichkeit getragen worden⁴⁰ – doch erstaunlicherweise hat das »Nie wieder!« parallel zum Genozid keinen Widerhall oder gar eine praktische Anwendung gefunden.

Und sogar rückblickend ist nicht viel geschehen. Ruanda wirkt wie ein ex-territorialisierter Erinnerungsraum, von dem man heute nicht viel mehr weiß, als dass der Katastrophe ein ökonomischer Boom von beachtlicher Dauer folgte. Ruanda ist aktuell das Land, dem man den deutschen Begriff des »Wirtschaftswunders« zuordnen kann – als sei das zentralafrikanische Land ein *revenant* der bundesrepublikanischen 1950er.⁴¹ Dass dann die aus Großbritannien importierte Idee, Asylanträge in Ruanda abarbeiten zu lassen und sich der unbequemen Rechte von Asylbewerber:innen im Offshore-Verfahren zu entledigen, in Deutschland Widerhall zu finden beginnt, sei wenigstens kurz erwähnt. (Im Nachwort komme ich darauf genauer – und mit Trauer – zu sprechen.)

Vielleicht erklärt sich die Konzentration auf Namibia dadurch, dass hier Schuldzusammenhänge in wünschenswerter Klarheit zutage traten. Aus der deutschen Herrschaft war der Genozid an den Hama und Herero gefolgt und kausale Zusammenhänge standen keinen Augenblick lang infrage.⁴² Die ruandische Geschichte hingegen ist schwieriger zu fassen, wenn man versuchen will, kolonialgeschichtliches Bewusstsein an ihr zu erproben. Selbst in so wichtigen

Museen wie dem Humboldt-Forum in Berlin ist die Sichtbarkeit Ruandas eine reduzierte. Eine Art von Erinnerungskonkurrenz scheint vorzuliegen, die aber – um es mit einer Freud'schen Begrifflichkeit zu sagen – kollektiv noch nicht einmal in Ansätzen »bewusstseinsfähig« geworden ist. Man weiß nicht, dass man über Ruanda so wenig weiß, weil das Wissen über Ruanda schlicht als nicht wichtig erscheint. Der Genozid in Ruanda ist geschehen, er ist Teil einer Katastrophenlinie, in die kurz zuvor auch das Schicksal der bosnischen Muslime gehörte – mehr wird nicht gesagt. *Der Spiegel* zog übrigens immer wieder Vergleiche zu den Roten Khmer und ihren Toten.⁴³ Mehr war nach Ansicht der Journalist:innen nicht zu verstehen: »Schwarze Khmer« seien mit ihren Macheten in Ruanda am Wirken.⁴⁴ Dass in den Kellern Berliner Museen weiterhin Skelette liegen, die der erste, koloniale »Resident« Richard Kandt von Ruanda aus ins anthropometrisch interessierte Deutschland schickte, sei nebenbei angemerkt.⁴⁵ Das hat die Bundesrepublik nicht daran gehindert, ein naturkundliches Museum ausgerechnet nach diesem Mann zu benennen. Und ein deutscher Diplomat schrieb Ende der 1980er-Jahre eine Biografie zu Kandt, die in Wirklichkeit eine Hagiografie darstellt. Von dieser schrieb dann wiederum der negationistisch auftretende Autor Hans Christoph Buch ab, als er Kandt fiktionalsierte. Und der Bundespräsident Horst Köhler ließ sich von Buch als Berater auf seinen Afrika-Reisen begleiten. Kurz: Es bleibt in Deutschland erinnerungspolitisch und literaturgeschichtlich noch viel, sehr viel zu tun. Auch dies also ist ein Anliegen meines Buches: erinnerungspolitische Linien kritisch in Augenschein zu nehmen.

Genozidprävention und Kontroversen

Dass in meinem Buch immer wieder vergleichende Perspektiven zur Shoah versucht werden, erklärt sich aus dem Vorhaben, der Präventionsidee Kontur zu verleihen und das konstatierte Schweigen auf eigene Weise zu reflektieren. Genozide können nur dann verhindert werden, wenn das Auftreten bestimmter Mechanismen (mit all ihren Übereinstimmungen und Varianten, Ähnlichkeiten und offensichtlichen Unterschieden) beobachtet wird. Dazu gehören Identifikations- und räumliche Konzentrationsprozesse, die sich gegen die Verfolgten richten, ebenso wie die Veralltäglicung von und Gewöhnung an Gewalt durch den Kontext des jeweiligen Krieges.⁴⁶ Denn dies ist eine Gewissheit: Kein Genozid ohne Krieg, keine Massenvernichtung ohne die Strukturen eines autoritären oder diktatorischen Machtapparates, der als Katalysator für das Extremste wirkt.⁴⁷ Auch Animalisierungs- und Dehu-

manisierungsmechanismen, die zum Beispiel durch eine medial verbreitete Terrorsprache und Invektiven gegen die Verfolgten in Gang gesetzt werden,⁴⁸ gehören zu den weitgehend brachliegenden Forschungsfeldern, in denen Vergleiche erhellend wirken könnten. Es bedarf auch einer bürokratischen Vorbereitung (und Definition), um einen Genozid durchführen zu können. Schließlich muss dem Schicksal der Jüngsten – Kinder, Babys und Föten, diesen Trägern der Zukunft der verfolgten Gruppe – besonderes Augenmerk geschenkt werden, weil sich hier die Systematik des Strebens nach der jeweiligen »Endlösung« – hin zu einem »judenfreien« Europa oder einem »tutsifreien« Ruanda – am deutlichsten zeigt.⁴⁹ Dass gerade die Rekonstruktion des Schicksals der Jüngsten besonderen Schwierigkeiten unterliegt, ist offenbar. Doch weil Genozide darauf zielen, bestimmten, durch Definition von der Mehrheit getrennten Bevölkerungsgruppen jede Chance zu nehmen, auf irgendeine Weise weiter zu existieren, scheint mir dieser Aspekt besonders zentral zu sein.⁵⁰ Bereicherungswünsche und tiefe, kollektive Ängste treten hinzu: Plünderungen im großen Stil sind die Folge.

Ich gehe von der These aus, dass auch die Auseinandersetzung mit den vielen *Unterschieden* zwischen Shoah und Tutsizid einen heuristischen und erinnerungspolitischen Wert hat. Die Beschäftigung mit der Frage, wie in verschiedenen Kontexten die kollektive Energie zur Umsetzung einer systematischen Vernichtungspolitik entstehen kann, ist an sich wertvoll. Vergleiche und die Hervorhebung der Vielfalt von Möglichkeiten erlauben gedankliche Elastizität, das heißt, fördern die Fähigkeit, die politische Vorstellungskraft zu stärken. Die Feststellung all dessen, was Shoah und Tutsizid *nicht* verbindet, gehört zum Projekt der Prävention dazu. Man sollte sich nicht nur für Vergleichbares interessieren, sondern das Auseinandertreten von Erfahrungen analysieren, weil auf diese Weise die perspektivische Beweglichkeit gestärkt wird.⁵¹

Der richtige Ausgangspunkt für einen Vergleich ist es, auf der Einheit der menschlichen Erfahrung und zugleich auf ihrer Verschiedenheit zu beharren, auf den Unterschieden, die einen Vergleich erst sinnvoll machen.⁵²

In der heutigen Forschungslandschaft begibt man sich mit solchen Ansätzen jedoch auf vermintes Gelände. Es muss, bedingt durch einschlägige Erfahrungen, hervorgehoben werden, dass der Versuch, die Genozidforschung mit postkolonialen Ansätzen in Verbindung zu bringen, einem doppelten Tabu unterliegt. Forschung in diesem Feld ist ein einziger Balanceakt, bei dem man auf der einen wie auf der anderen Seite in die Tiefe einer kaum noch rational zu nennenden Ablehnung stürzen kann.

Es sei mir erlaubt, zwei kleine, doch sprechende Anekdoten einzuschleiben. Hier die erste: Mein Versuch, die schulische Diskrimination und den voranschreitenden Ausschluss von Tutsi-Kindern zur Schaffung und zum Alltag von »Judenschulen« im Nationalsozialismus in Verbindung zu setzen, führte zum unmittelbaren Abbruch des Austauschs mit den Herausgeber:innen eines Sammelbandes, zu dem mein Thema gut gepasst zu haben schien. Es schien jedoch der These von der Singularität der Shoah zu widersprechen, wenn ich mir die Frage stellte, wie Kinder aus zwei unterschiedlichen historischen Epochen und geografischen Räumen die Verfolgungspraxis der jeweiligen Bildungseinrichtungen wahrgenommen hatten. Die Frage nach möglichen Parallelen zu stellen hieß, von gewohnten Forschungsfragen abzuweichen und sich dem Vorwurf der fehlenden Relevanz auszusetzen: Beides sei doch nicht das Gleiche! Ich halte die Frage dagegen: Schafft der Vergleich (der ja durchaus keiner Gleichsetzung entspricht) nicht eine neue Sensibilität für die Gefährlichkeit von sich institutionalisierenden Ausschlussmechanismen, die gegen Kinder gerichtet sind?

Ruth Klüger tritt für die Möglichkeit ein, Brücken zwischen den Singularitäten zu errichten, das heißt, verschiedene Katastrophen und die Trauer über sie ins Gespräch miteinander zu bringen. Das entspricht keiner historischen »Aufrechnung« und auch keiner Relativierung des einen durch das andere Ereignis. Es läuft auch nicht auf die Behauptung hinaus, die Vernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden sei ein Thema, mit dem wir abgeschlossen hätten. Es ist nicht allein der Krieg in Israel und Gaza, der augenscheinlich macht, wie absurd ein solches Schlussstrich-Denken wäre. Mehr denn je stecken wir selbst in der Geschichte der nationalsozialistischen Gewalt, ihren verheerenden Folgen und in allem fortwirkend Unaufgearbeitetem, jetzt brutal Hervorbrechendem. Die weltweit zu beobachtende Verstärkung rechtsextremen, antidemokratischen Denkens ist Warnung genug. Die wild wuchernde, geradezu karnevalistisch-beliebige Benutzung des Begriffs »Genozid« tritt hinzu.⁵³ Auf sie werde ich im – pessimistischen – Nachwort zu sprechen kommen. Zugleich gilt:

Der ungelöste Knoten, den so ein verletztes Tabu wie Massenmord, Kindermord hinterlässt, verwandelt sich zum unerlösten Gespenst, dem wir eine Art Heimat gewähren, wo es spuken darf. Ängstliches Abgrenzen gegen mögliche Vergleiche, Bestehen auf der Einmaligkeit des Verbrechens. Nie wieder darf es geschehen. Dasselbe geschieht sowieso nicht zweimal, insofern ist alles Geschehen, wie jeder Mensch und sogar jeder Hund, einmalig. Abgekapselte Nomaden wären wir, gäbe es nicht den Vergleich und die Unterscheidung.

Brücken von Einmaligkeit zu Einmaligkeit. Im Grunde wissen wir alle, Juden wie Christen: Teile dessen, was in den KZs geschah, wiederholten sich vielerorts, heute und gestern, und die KZs waren selbst Nachahmungen (freilich einmalige Nachahmungen) von Vorgestrigem.⁵⁴

Ich meine also, dass es der Respekt vor allem Menschlichen ist, der einen dazu bringen sollte, den Blick zu erweitern und sich bewusst zu werden, dass in Institutionen wie dem Pariser Mémorial de la Shoah der Austausch zwischen Jüd:inn:en und Tutsi längst gelebte Praxis ist.⁵⁵ Yad Vashem hatte »erinnerungspolitische Berater:innen« nach Ruanda geschickt, indes umgekehrt ruandische Politiker:innen Yad Vashem kennenzulernen versuchten. Dass Esther Mujawayo und Simone Veil in einem sich kreuzenden Interview über ihre jeweilige Situation als Überlebende Auskunft gegeben haben, ist ebenfalls ein Beispiel für Zusammenhänge, die bewusst gestiftet worden sind.⁵⁶ Die heute in den USA lebende Clemantine Wamariya gedenkt einer Begegnung mit Elie Wiesel,⁵⁷ die von einer Fernsehshow organisiert worden war und im Folgenden ihr eigenes Schreiben bestimmen sollte.⁵⁸ Der Überlebende Révérien Rurangwa schreibt über seinen Besuch in Auschwitz usw.

So wie in Texten von Überlebenden des Jahres 1994 das allgemeine Bedürfnis artikuliert wird, sich selbst von den anderen, vorherigen Katastrophen her zu denken, das heißt, dem, was man selbst erlitt, durch die Geschichte des »anderen« Genozids näher zu kommen, so hat das erwähnte Yad Vashem seine Expertise zur Verfügung gestellt, als es in Ruanda um die Gestaltung von Erinnerungsorten ging. Es scheint mir also ein spezifisch deutsches Unbehagen vorzuliegen, wenn implizit die Existenz des Plurals, der sich für das Wort »Genozid« bilden lässt, abgewehrt wird. Jede:r weiß, dass er existiert und keine Erfindung ist, doch die Konsequenzen, die man daraus zu ziehen hätte, werden vermieden.

In dieser Hinsicht halte ich kaum etwas für so gefährlich wie die verbreitete Formulierung, der Tutsizid sei der »letzte Genozid des 20. Jahrhunderts« gewesen. Etwas, was einer rein konventionellen Einteilung von Zeit entspricht – nämlich das Denken in Jahrhundertsritten – wird benutzt, um zu suggerieren, dieses Mal sei es nun aber *wirklich* das letzte Mal gewesen. Nun sei es genug: Mit dem Abschluss des 20. Jahrhunderts habe auch die Entstehung von Genoziden zu ihrem Ende gefunden.

Nichts scheint fraglicher als das. Es genügt, an die wechselseitig sich verstärkenden, auf komplexe Weise ineinandergreifenden Problemfelder der Gegenwart zu denken, um die pessimistische Voraussage, dass Genozide möglich bleiben, als sachhaltigen Realismus erscheinen zu lassen.⁵⁹ Wachsende Ressourcenknappheit, Umweltzerstörung, massivstes Artensterben,